

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 47

Artikel: En alti verschüpti Tante

Autor: Gfeller, K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

En alti verschüpfsti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne Brunngässer. Von R. Gfeller.

„E wär mag iß o das si? I hüschte scho lang dran
ume; s'isch doch merkwürdig, so viel Lüt wi-n-i hie z'Bärn
henne, u doch möcht i mi nid erinnere!“

Wie heißt sie ächt o, die guete Tante, u wo wohnt sie?
das nimmt mi iß gwüs wunder!, wird Mänge sage.

„Ja, gället, so ha's eim gah, aber heit iß nume-n-es
Bizieli Geduld, so merkt d'r de grad, wän i in Aug ha,
wo sie daheime-n-isch u wie se d'r Pfarrer tauft het!“

We me vom Zytglogge dür d's Siebelegässli abelaufst,
so chunt me ne paar Schritt wñier unde i ne Gass, die, i
könnnt es Gwett mache, viel Lüt z'Bärn weder hennet, no
je einisch gleh hei. I mehne-n-üsi alti Brunnagass, die
ihre Name d'm erschte schädliche Brunne, d'm Jungenname
„Schettbrunne“ z'verdanke het, dä scho sit viele Jahrhun-
dert z'undersch't bim alte Schlachthus tief i me ne Loch gägk
d'Schüttli us d'r Muur use schprudlet. Will die Gass ziem-
lich absch'st vom Haup'tverkehr, das heit ganz a d'r übersch'te
Gränze vom Nordabhang liegt, so isch es dahär nid z'ver-
wundere, we die Bewohner vo and're Gasse höchst sälte,
oder gar nie dä Wäg vñschla, oder es sigi de, daß sie us
irged e me Grund derzue zwunge si.

Was eim dört bsunders usfallst, isch die alti, ängi Bau-
art, a dere sit Möntschedenke nüt isch g'änderet worde;
äbeso vermisst me das grade, regelmässige Schtadtbild, das
am obere-n-Aend schtadtuferwärts halbkreisförmig uslauft.
Wie g'seit, a Sehenswürdigkeit blebet die Gass nüt bsunders,
aber um deschto meh het sie e grozi, hischtorische Vergange-
heit hinder sech, wie nid grad eini vo ihrne besser gschtrählte
Schwöschtere.

So brichtet zum Byßchpiel d'Chronik, daß i alte Zunte
fascht z'oberscht a d'r Gass e sogenanti „Eländde he r-
bärg“ soll g'schandte ha. Das Huus muech i d'r Nächi
vom Gäßli u Tor g'schandte si, das zum Predigerchloschter
gschürtet het, also unqähr da, wo sich die früchcherti Real-
schuel, oder die jizigi Chnabesekundarschuel befindet. Es
ergit sich diese Zueschtand us e re Rächnung vo 1451, i dere
d's Huus mit Hinderhuus u Halde als am Steinibrugg-
Grabe liegend bezeichnet wird. Die ältsichti unkundliche
Nachricht über diesi Herbärg d'r Frömde datiert vom Jahr
1286. I spättere Zunte het sie sech namentlich dene frömde
Pilger zur Unterstüzung und Beherbergung g'öffnet, die
nach Sankt Jakob vo Compostell g'wallfahrtet si u het
dahär o „Sankt Jakobshuus“ gheiße. Die sit 1451 gsuehrte
Rächnung, hüt no im Burgerpittel usbewahrt, la dütlich
uf e Zwäck vo d'r Eländdeherbärg schließe. Dür e Schtadt-
brand vo 1405 zerstört, mues die Anschalt bald wieder
usbaut worde si; d's Inventar vo 1412 git e Beschtand vo
22 Bett a. Es Gabeverzeichnis im Jahr 1408 agleit, nennt
d'r ältsicht Donator d'r Seckelmeischtter Peter Buwli.
D'Name d'r Huusmeischtter vo 1396 bis 1551 si üs erhalten.
1472 het d'r alt Schopfer si Zähnte z'Wahlere, z'Uetedorf
u z'Lierachere vergabt, um frömdi Sieche z'verplege.

Dür Erkenntnis d'r Vennerchammere vom 27. Mai 1531
isch d'Ufhebung vo d'r Eländdeherbärg u d'Vereinigung vo
me ne Teil vo ihrem Vermöge mit d'm obere Schpital us-
gschproche worde. D'Eländdeherbärg, vereint mit d'm niedere
und obere Schpital het sit 1721 d'r Burgerspittel bildet.

I ganz alte Zunte het üsi Schtadt nid so feschti, schte-
nige Boue gha, wie zum Byßchpiel d's hülige Schtadt-
bild zeigt. Mit wenige-n-Usnahme si z'älisch nume hölzigi
Hüüser, da gschitande mit Schindle u sogar Schtroumdecher;
daz e settigi lechti Bouart bi Brantebusbruch überius
verhängnisvoll het könnne würke, ha me sich guet vor-
schtelle. Wie alti Chronike verzelle, isch es bei Sälteheit
ggi, daß mänglich ganzi Gasse-n- u Schtadtviertle e Roub

d'r Flamme worde si, ohni daß me d'm Füür hätt könnne
Meischtter wärde, will me z'älisch vo me ne guet organi-
sierte Füürwehrwäse no gar nüt kennt het.



Der „Schettbrunne“, unten an der Brunngasse.
(Phot. Fuß, Bern.)

Die gröschi Füürsbrunnicht, die d'Schtadt Bärn je betroffe, het i d'r Nacht vom vierzähste us e
füszähte Mei 1405 bis 600 Hüüser, ungähr d'r vierti
Teil i Schutt u Asche gleit. Niß gnueg, daß e große
Teil vo d'r Bürgerschaft um Hab u Guet ha isch, hei bi
däm schüzzliche-n-Ereignis meh als hundert Pärsonen e schred-
liche Tod i d'r Flamme gfundne u die wihtigste-n-Urkunde
u Dokumänt si leider d'rbyn z'grund gange.

Vom damalige Schtadtchronist Konrad Justinger ver-
nähme mir, daß mitt's a d'r Brunngass us d'r Schattsyne
am Abe-n-am Füüsi Füür usgange sig; e heftig Byse
het d'r Flamme wñter trieb, so daß scho nach e re Bierell-
schtund alles bis zum Zytglogge vom Füür isch ergriffen
werde. Bergäbe het me ghofft, daß d'r Grabe, dä die
oberi Schtadt vo d'r undere trönnnt het, wärdi d'm ent-
fesselte-n-Elemänt Schranke setze. D's Füür het sech mit
Schnälligkeit über d'Hüüser d'r hütige Märkt-, Amtshuus-
und Inselgass verbreitet und so us die überige Gasse d'r
Schtadt; bis i d's Marziell abe isch alles ei Schutthuusse
ggi. Under de-n-abbrönnte Geböud het sich namentlich d's
Franziskaner- oder Barfüecherchloschter mit sir Chilhe be-
funde, äbeso die alti Gfangeshaft (d'r jizigi Zytglogge-
turm); nume d's Predigerchloschter u d'Hüüser a d'r Ring-
muur zwüsche de Tore si vo d'r Flamme verschont blieke.

Rhchi Hülf isch de-n-Abbrönnte z'Teil worde vo
dene-n-Orte u Landschafte, die bereits bärnisch worde si,
sig es i Form vo Gädbyträge oder dür Arbeitsleistunge
bim Abruumen u Röiußbau. D'Schtadt Friburg het sich

vo Uswärtige hünders uszeichnet idäm sie under Ufficht vo me ne Ratsmitglied 100 Ma e Monet lang uf eigent Choschte bim Uftruume vom Schutt beschäftiget het.

Die unghütti Schuttmasse het zur Ufsüllung vo däm vom Zytglogge nordwärts liegende Grabe dienet und isch somit hüt d'Underlag vom Chornhuusplatz; no jik erinnere die Bezeichnunge „Grabepromenade“ u. „Schüttli“ a die riesigi Ufsüllarbeit nach em große Brand vo 1405.

Zwischen Predigergäbli schadtwärts u. d'm Dominiikanerhöchster a d'r ißige Büghausgäbli, die z'älbi schür e Schadtgrabe vo ne-nand si trennt gij, isch sinnerzli e schön, schteinigi Brügg glichtande; sic isch im Jahr 1280 vom Brüder Humbertus vom Predigerorde erbout worde u. het dä Zwäck gha, de Schadtbräner d'r Wüg i d's Choschter, das z'älbi überhalb de Schadtgränze gläge-n-isch, möglichhöchst bequem z'mache. Nachdäm die Brügg fascht 125 Jahr ihrem Zwäck dienet het, isch sic du nach em große Schadtbrand vo 1405 mit em Schutt vo de-n-abbrönnite Hüser samt d'm Grabe zuendeckt worde. Bim Lege vo de Grundmuure vom große Chornhuus 1711 si dü i re re gwüste Tieii no Ueberlässte vo d'r ehemalige Humbertusbrügg zum Vorschyn tho.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tabak und das Rauchen.

„Eine gute Zigarette ist halt doch ein auserlesener Genuss“, meint einer, indem er den duftenden Rauch einer „Wallorf“ einsaugt und seine blaue Ringlein unter dem Schnurrbartflaum hervorstößt.

„Ich lobe mir dagegen eine wärschafte Zigarre, und wenn's schließlich auch nur ein gemeiner Stumpen ist“, meint ein älterer Kamerad. „Die Zigaretten sind für junge Herren und die Welschen, die finden großen Geschmac daran.“

„Ich wüßte nicht, warum nicht auch ein gesetzter Mann Freude an einer Zigarette . . .“

„Ja, da ist noch ein anderer Grund, mein Lieber: Das Papier. Der Rauch der Zigarettenhülle ist nämlich sehr ungesund.“

Nun mischt sich ein dritter ins Wort: „Was die Gesundheit anbelangt, so halten weder Zigarette noch Zigarre die Konkurrenz mit einem Pfeifchen aus. Unsere Altvordern wußten von Glimmstengeln überhaupt nichts. Sie rauchten Pfeife; diese älteste Art des Rauchens, bei den Modernen ein bischen verpönt, ist immer noch die gesündeste.“

Aehnliche Diskussionen können wir häufig hören, wenn Männer rauchend beisammen sind. Jeder wird natürlich finden, daß gerade seine Art des Rauchens die genußreichste sei. Man streitet sich auch über die „Gesundheit“ der verschiedenen Rauchobjekte. Wenn sich schließlich einer fragt, woher er wisse, daß z. B. die Zigaretten am schädlichsten für unsern Körper seien, so muß er sich oft eingestehen, daß die Quelle seiner Weisheit ganz und gar ungewisslich ist, daß sie ein im Volksmund zirkulierendes Vorurteil ist. Niemand weiß dessen Entstehung zu erläutern, jedermann zieht daraus Schlüsse und Folgerungen, wie es ihm paßt.

Das Tabakrauchen vermittelst der Pfeife ist die älteste Form des Rauchens. Als ihr durch die Zigarre und die Zigarette Nebenbuhler erwachsen, wurden durch Brotnied hervergerufene schlechte Vorurteile über die sich die Welt erobernden Konkurrenten verbreitet. Das Zigarettenrauchen kam als neueste Erfindung folgerichtig am schlechtesten weg. Dennoch gehört zu den Idealen des jungen Mannes eine seine Zigarette.

Das Rauchen war zuerst bei den Indianern Sitte. Sir Walter Raleigh, ein Seefahrer, der zur Zeit der englischen Königin Elisabeth die Kolonie Virginien in Amerika gründete (1584), brachte das Tabakrauchen in seine Heimat und damit nach Europa. Man erzählt sich davon eine heitere Anekdote. Raleigh fröhnte seiner Lust im Ge-

heimen. Als er eines Tages über seinen Plänen saß und eifrig an der Pfeife sog, klingelte er seinem Diener. In seine Arbeit vertieft, vergaß er, das Rauchzeug wegzulegen. Der eintretende Diener sah dem Munde seines Herrn Rauchwolken entströmen. Zu Tode erschrocken lief er hinaus und schrie um Hilfe: Sir Raleigh brenne. Bereits qualte der Rauch zu Mund und Nase heraus. Raleigh mußte sich am Hofe verantworten. Die Folge davon war, daß alles, was sich zur Gesellschaft zählte, die Damen inbegriffen, das Rauchen durch eifriges Ueben in der ganzen europäischen Welt hoffähig machten. Was dem Herrn schmeckte, mußte auch für den Knecht eine Lust sein. So kam es, daß der Tabak sich rasch unter den gewöhnlichen Sterblichen verbreitete.

Es fehlt aber in der Geschichte nicht an Strömungen, die dahin zielen, das Rauchen durch Gesetze und Strafen einzudämmen oder ganz zu unterdrücken. So wurde z. B. in Bern 1661 ein ertappter Pfeifenraucher an den Pranger gestellt und obendrein zu einer empfindlichen Geldbuße verurteilt. Jeder hochweise Rat fand sich bemüht, Rauchverbote zu erlassen. Allein der Umstand, daß dem Tabak allerlei wundersame Heilwirkungen zugeschrieben wurden (er sollte das Kopfweh vertreiben und ein vorzügliches Mittel gegen den Hunger sein) ließ ihn trotz aller Gegenmaßnahmen nicht mehr aus Europa vertreiben. Noch heute redet man ihm allerlei merkwürdige und oft sehr unwahrscheinliche Wirkungen nach. Verschiedene Literaten (z. B. Otto Ernst) behaupten, daß sie vom Tabak angenehm angeregt werden. Viele Schulmeister hierzulande wollen von dem dunkelbraunen Kraute nach den Stunden aufgeregter Arbeit mit andern Kräutchen wieder abgeregelt werden. Erwachsene Töchter genießen parfümierte Zigaretten gegen das Zahnschmerz, während ihre gleichaltrigen männlichen Genossen den Brissagos dieselbe schmerzvertreibende Wirkung zuschreiben. Der Soldat liebt den Stumpen als „Nasenwärmer“, während sich der junge Lieutenant mit Vorliebe damit brüstet, im Tag so und so viele Centimeter „Sargnägel“ verraut zu haben, um damit zu zeigen, daß er „etwas verleiden“ kann.

Alle diese Eigenschaften des Tabaks beruhen auf Selbsttäuschung, wie uns Dr. J. Brückler in seinem unlängst bei Orell Füssli erschienenen Büchlein „Der Tabak und das Rauchen“ mitteilt. Es ist mit der Heilkraft des Rauchens wie mit so vielen anderen „Arzneien“: der Glaube macht selig.

In seiner kurzen, klaren und für jedermann geschriebenen wissenschaftlichen Arbeit bedauert der Verfasser, daß in der Schweiz pro Kopf jährlich ca. 2½ Kg. Tabak verbraucht werden, weil der Raucher seinen Körper um einer schlechten Gewohnheit willen schädigt. Auch könnte man eine stattliche Fläche Landes, die heute zum Anbau der Tabakpflanzen verwendet wird, zu Gemüse- und Obstkulturen benutzen; denn die Erfahrung lehrt, daß jene nur auf gut gemästetem Boden gedeihen. Es ist schade, diesen zur Aufzucht eines unnützen Produktes zu missbrauchen.

Der Analytiker findet den Tabak chemisch zusammenge setzt aus: 0,68—2,5% Nitrotin (Mittel 2%), 0,1—1,5% Ammoniak (meist 0,5%), 0,25—3,3% Salpetersäure, 5,5 bis 6,7% Wasser, 10—25% Asche, sowie aus Spuren von Äpfelsäure, Oxalsäure, Citronensäure und ähnlichen organischen Verbindungen.

Das Rauchen, das in chemischem Sinne eine „Trockendestillation“ darstellt, läßt die oben genannten Bestandteile eine nicht unwichtige Veränderung erleiden. Sie kommt zu stande unter der sich steigenden Temperatur, die der Verfasser durch einen interessanten Versuch festgestellt hat und auf einer Tabelle wiedergibt. „In eine Zigarre bohrte ich ein kleines Loch, in das ein Thermometer hineingebracht wurde. Der Abstand des Thermometers vom vorderen Ende der Zigarre, das angezündet werden sollte, war so gewählt, daß er 6 Centimeter betrug. Von Centimeter zu Centimeter wurden ganz feine, möglichst tiefe Deppnungen